



Nr. 179.

Samstag, den 3. August 1907.

22. Jahrgang.

Unser Drückheberger.

Aus meinem Kriegstagebuch von 1870.

Von Fred Vincent.

(Erlaubt.)

(Nachdruck verboten.)

Der Führer der kleinen Abteilung, die so zur rechten Zeit eingegriffen hatte, war mein Flügelunteroffizier, Sergeant Brückner, dessen Umsicht und Tüchtigkeit mir so wohlbekannt waren, daß ich mich nicht über sein geschicktes Vorgehen wunderte. Trotzdem wollte ich ihm meine Zufriedenheit aussprechen, war aber sehr erstaunt, als er mich unterbrach: „Daran bin ich wirklich ganz unschuldig, Herr Leutnant; das hat alles unser Schulmeister, der Gefreite Tilmanns, veranstaltet!“

„Was? Der Gefreite Tilmanns? Der Dr...“ Der Feldwebel sprach den Schmeichelnamen nicht aus, so maßlos war seine Überraschung.

„Zawohl, Herr Feldwebel. Er hat den Schleichweg der Franzosen ausgetuschelt und mich gebeten, mich ihm mit ein paar Mann anzuschließen. Ich hatte weiter nichts zu tun, als die alten Herren da zu sammeln, die nicht so rasch hatten nachkommen können, und hinter ihm herzumarschieren. Und weil der Weg wirklich hübsch bequem war, sind wir eben auch zur rechten Zeit oben gewesen. Der Tilmanns hat auch gewußt, daß der Herr Leutnant und der Feldwebel mit den anderen hier herüber sind und daß sie hier mit den Rothosen zusammen treffen mußten, und da haben wir uns denn tüchtig geübt, damit wir nicht zu spät zum Rendezvous kamen.“

„Tilmanns, erzählen!“ rief ich diesem nun zu, und mit kurzen Worten berichtete er jetzt, wie er unten in den Weinbergen beinahe zum zweitenmal ohnmächtig geworden wäre und sich auf einen Grenzstein hätte setzen müssen, von wo aus er ganz in seiner Nähe einige rothotige Herren sehr rasch und fast ganz gedeckt zwischen den Weinbergen hätte hinschleichen sehen. Dadurch hatte er eine ähnliche Mulde wie wir entdeckt, die sich hier oben mit der unsrigen vereinigen mußte, und als er uns so schnell nach jener Richtung vorgehen sah, hatte er den Sergeanten und die von diesem gesammelten Leute, meistens meinen „An-Ausgebildeten“ angehörig, schleunigst dorthin geführt.

„Das haben Sie brav gemacht, Tilmanns,“ sagte ich, als er geendet hatte. „Aber jetzt können Sie sich auch mal nach einer anderen Richtung hin auszeichnen. Geben Sie mir mal Ihre stets gefüllte Feldflasche; ich falle fast um vor Durst!“

„Das tut mir sehr leid, Herr Leutnant, aber es ist kein Tropfen mehr darin!“ erwiderte er erröthend. „Wie es mir da drunten zum zweitenmal grün und schwarz vor den Augen werden wollte, da habe ich die ganze Flasche auf einen Zug ausgetrunken; das hat geholfen!“

„Na, na,“ meinte der Feldwebel, der bisher mit stummem Kopfschütteln zugehört hat, „die ganze Flasche auf einen Zug? Werden denn das... Ihre Beine

vertragen können?“ Es lag aber diesmal keine ironische Betörung auf seinen Worten.

„Hoffentlich hatten sie noch aus, bis wir den Sieg sicher haben,“ war die einfache Antwort.

Und sie hielten aus, bis der Gaisberg erobert, die feindliche Armee in voller Flucht war, und bis „Das Ganze — Halt!“ am Nachmittage nach zwei Uhr unserem ersten Schlachttage ein Ende machte.

Als ich nach eingebrochener Dunkelheit vom Verbandplatz wieder bei der Kompagnie eintraf, fand ich den Gefreiten in tiefem Schlaf auf einem Bund Stroh liegen und in seiner Nähe saß Schmidt auf einem Holzbloß, seine Pfeife rauchend und den Schlafenden mit einem eigentümlichen Gemisch von Härtlichkeit, Staunen und Aerger betrachtend. Als er mich kommen sah, ging er mir entgegen und sagte: „Der arme Junge! Ich habe drunten in Wiesfeld eine Ochsenzunge und ein paar Brötchen ergattert! davon hat er essen müssen. Und eine ganze Flasche Wein hat er dazu getrunken!“ Damit deutete er auf zwei Weinflaschen, die neben dem Strohbund lagen.

„Und die andere?“ fragte ich lächelnd.

„Eine er und eine ich! Ich glaube wirklich, es wird noch einmal mit der Zeit ein ganz braver Soldat!“

„Das ist er schon heute, Feldwebel. Verdanken wir ihm doch beide sozusagen unser Leben!“

Daß unsere heute gewonnene Ansicht über den Gefreiten Tilmanns die richtige war, bewies er bereits zwei Tage später in der blutigen Schlacht von Wörth, die unserem Regiment so schwere Verluste brachte, wie sie schwerer wohl kaum ein anderer Truppenteil während des Feldzuges an einem Tage erlitten hat. Allerdings verlor ich Tilmanns bereits am frühen Morgen des 6. August aus den Augen, doch wußte mir der Feldwebel, in dessen Nähe er während der ganzen Schlacht geblieben, nicht genug Rühmliches über ihn zu erzählen. Wir hatten auf Vorposten gelegen, als wir von den Franzosen schon gegen halb acht Uhr überraschend angegriffen wurden. Wir hatten die Angreifer in den Niederwald zurückgetrieben, waren jedoch in dem nun folgenden, Stundenlang andauernden, äußerst hartnäckigen und verlustreichen Waldgefecht gegen die Turkos, jene wilden afrikanischen Horden des zweiten Kaiserreichs, auseinander gekommen. Den ganzen Tag über hatten wir mit Mannschaften der verschiedensten Regimenter, wie sie der Zufall gerade zusammenführt, in treuer Waffenbrüderschaft Schulter an Schulter gekämpft, so daß wir erst spät abends, teilweise auch erst am nächsten Tage, unsere Versprengten wieder sammeln und unsere furchtbaren Verluste feststellen konnten. Da erfuhr ich denn vom Feldwebel, wie Tilmanns den tödlich verwundeten Premier auf seinen Mantel gebettet, ihn mit Hilfe von Schmidt und zwei Musketieren aus dem Wald und unter dem furchtbarsten feindlichen Feuer über eine freie Wiese in Sicherheit gebracht hatte. Ich hörte, wie er sich an diesem und jenem gefährlichen Punkte vorzüglich benommen, kurz wie er sich derart ausgezeichnet hatte, daß ihn unser Major zur Beförderung

zum Unteroffizier vorschlug und später zum Eisernen Kreuze eingab.

Die Beförderung konnte ich ihm einige Tage später selbst überbringen, denn ich war infolge der Schlacht von Wörth Bataillonsadjutant geworden, und als sie morgens beim großen Rendezvous durch Regimentsbefehl bekanntgegeben war, suchte ich sogleich meine alte Kompanie auf, um Tilmanns persönlich Glück zu wünschen. Ich konnte ihn nicht gleich finden, und so fragte ich den Feldwebel, der mir gerade in den Wurf kam:

„Sagen Sie mal, Schmidt, wo ist denn unser „Drüdeberger“? Ich wollte ihm etwas sagen, kann ihn aber nirgends sehen. Sollte er vielleicht gerade mit der Chausseegrabenverzierung beschäftigt sein?“ Meine gutgemeinte Anspielung fand jedoch keinen Beifall, denn er antwortete mir steif militärisch mit mürrischem Tone:

„Einen Drüdeberger besitzt die Kompanie nicht! Wenn aber der Herr Leutnant den Gefreiten Tilmanns meinen . . .“

„Nein, Feldwebel, ich meine diesmal den Unteroffizier Tilmanns!“

„Den Unteroffizier Tilmanns?“ — und sein grämliches Gesicht zuckte an, sich aufzuheitern. „Na, das freut mich, freut mich sehr, Herr Leutnant. Der arme Junge! Ihm wird's auch ein Trost sein. Na, verdient hat er's jedenfalls!“

„Wo steckt er denn aber? Ich will es ihm selbst sagen und ihm gratulieren. Wo finde ich ihn nur?“

„Auf dem Wagen? Haben Sie ihm also doch noch Achsen und Räder unter machen müssen? Und nun heißt's wohl: Zurück zum „Schwamm“? und zwar so fix als möglich?“

„Ja, leider, Herr Leutnant, leider!“ — er war ganz traurig geworden. „Es wird nichts anderes übrig bleiben. Der arme Junge! Er ist krank, schon seit zwei Tagen. Dysenterie! Er hat sich nichts merken lassen wollen und hat sich mitgeschleppt — ich habe ihm abends immer Glühwein und Bouillon gebracht, aber es hat nichts geholfen, er hat's nicht bei sich behalten können. Heute ging's nicht mehr, wir haben ihn auf den Wagen legen müssen, und morgen früh muß ich's dem Stabsarzt melden. Dann heißt's: Zurück! er mag wollen oder nicht!“

Bisher hatte ich nicht an etwas Ernsthaftes geglaubt und hatte scherzen können, jetzt aber wurde ich besorgt.

„Gehen Sie rasch zu ihm, Schmidt, ich hole den Stabsarzt!“

Wir fanden den neuernannten Unteroffizier auf dem Wagen in Krankendecken gehüllt, fürchterlich schwach; sonst aber in munterer Stimmung.

„Ich habe doch noch meine eigene Equipage bekommen, Herr Leutnant!“ meinte er mit mattem Lächeln, als ich ihm die Hand schüttelte, „und, nicht wahr, Herr Stabsarzt, Sie schicken mich nicht zurück zum Erhabbataillon? In einem, höchstens zwei Tagen bin ich wieder gesund!“ Allein der Arzt schüttelte den Kopf: „Wollen sehen — wollen sehen! — Gratuliere übrigens zum Unteroffizier. — Komme heute abend nochmal nachsehen im Quartier.“

Am anderen Morgen standen der Feldwebel und ich, Abschied zu nehmen, neben dem Leiterwagen, der den Unteroffizier Tilmanns zurück nach dem ersten Lazarett bringen sollte.

„Nun muß ich also doch zurück zum „Schwamm“!“ sagte der Kranke traurig. „Sie haben recht behalten, Herr Feldwebel!“

„Machen Sie sich nichts daraus, Unteroffizier. So tüchtige Leute, wie Sie, können sie auch beim Erstab gut brauchen“, tröstete dieser und „auf Wiedersehen in Mainz!“ grüßte ich, denn der Wagen zog an.

„Ich komme wieder!“ Klang eine schwache Stimme durch das Rollen der Räder, dann war „unser Drüdeberger“ verschwunden. —

Wiedergesehen habe ich ihn im Laufe des Feldzuges nicht mehr, denn wenn er auch wieder zur Kompanie kam, als das Regiment vor Paris lag, so war ich doch damals abkommandiert, und im Januar 1871 wurde er bei einem Nachtgefecht verwundet, so daß er zum zweitenmal nach Mainz geschickt wurde und den Rikmar's nicht mitmachte. Als sich aber am Morgen des 8. Juli 1871 das Regiment am Chausseehaus zu Mariaborn zum feierlichen Einzug in seine alte Garnison

Mainz aufstellte, da war auch der Vizefeldwebel der Reserve Tilmanns erschienen, um in den Reihen der Kompanie, mit der er ausgerückt war, an den Ehren der Einzugsfeierlichkeiten teilzunehmen.

Am Abend desselben Tages aber saßen drei mit dem Eisernen Kreuze Dekorirte noch sehr spät bei einer guten Flasche echten Rheinweins beisammen, und d. S. drei Waren der Feldwebel Schmidt, meine Wenigkeit und der Vizefeldwebel Tilmanns, welcher letzterer am nächsten Tage abreisen wollte, um seine unterbrochene Lehrtätigkeit wieder aufzunehmen. Heute indes bewies er uns noch, daß Schmidt nicht unrecht gehabt, wenn er von „einem strammen Soldaten verlangte, daß er auch „nen strammen Schtiebel“ vertragen müsse. Mein letzter Trinkspruch damals aber hatte gelautet: „Auf das zukünftige Wohlergehen unseres lieben waderen Drüdebergers mit dem „Eisernen Kreuze!“ Meine späteren Erinnerungen sind nicht ganz klar, und wenn ich auch bestimmt weiß, daß der alte Feldwebel noch eine sehr lange Rede gehalten hat, so kann ich doch über deren mutmaßlichen Inhalt keinerlei Aufzeichnungen in meinem Kriegstagebuch finden.



Schuster Körner.

Stizze von Betty Rittweger.

(Nachdruck verboten.)

„'s ist ein Bub', Nachbar Körner!“ Eine behäbige ältere Frau steckt mit diesen Worten den Kopf zur Tür hinein, die von der Kammer nach dem als Wohnstube und Werkstatt zugleich dienenden Raume führt.

Meister Körner läßt den Stiefel fallen, den er gerade in Arbeit hat, und springt so hastig auf, daß der Schemel mit einigem Gepolter umfällt. „Ein Bub'! Und das hab' ich mir gleich gedacht; konnt' ja auch nicht anders sein. Von wegen dem Namen.“

„Von wegen dem Namen?“

„Allerdings. Aber das versteht Sie nicht, Riese-wetter. Nun krieg' ich ihn doch auch zu sehen, den Bub'!“

„Noch nicht, Meister Körner. Ein bißle Geduld müssen Sie schon noch haben. Wenn's so weit ist, nachher. — Und ich gratulir' auch schönstens, Nachbar.“

Die Riese-wetter winkt dem glücklichen Vater zu und verschwindet wieder. Der Schuster tritt vor einen an der Wand zwischen den Fenstern hängenden Bunt-druck, der den Dichterjüngling Theodor Körner vorstellt. Andächtig schaut der biedere Meister eine Weile zu dem Bilde auf, fast als verrichte er ein stilles Gebet. Dann stellt er den Schemel wieder auf die Beine, greift nach dem Stiefel und hantiert mit Ahle und Pechdraht, so eifrig, als gäbe es augenblicklich nichts Wichtigeres auf der Welt für ihn. Seine Lippen bewegen sich dabei in leisem Selbstgespräch, und auf dem saltigen Antlitz mit den nachdenklichen Augen liegt ein Leuchten. Herrgott, jetzt hat die Arbeit erst so recht einen Zweck, jetzt, wo der Himmel ihm ein Kind, einen Sohn, beschert hat. Nach sechsjähriger Ehe! Das ganze Dasein hat überhaupt jetzt erst einen Zweck. Ein Junge! Sein Junge! Sein Theodor. Theodor Körner! Mit dem Namen gibt er dem Jungen etwas mit, was ihn aus der Menge heraushebt.

Meister Körner ist nicht wenig stolz auf seinen Familiennamen, und er hat es seinen Eltern nie ganz verziehen, daß sie ihn haben Peter taufen lassen. Sie konnten freilich nichts dafür, sie waren eben ohne jegliche höhere Bildung, wußten gar nichts von dem edlen Helden der Freiheitskriege, der ein großer Dichter schon in seiner frühen Jugend war, dessen Werke er, Peter Körner, mit immer neuer Begeisterung las und wieder las, dessen Gedichte er zum größten Teil auswendig konnte! Und das hatte von jeher fest gestanden bei ihm: wenn er mal einen Sohn haben sollte, dann müßte er Theodor heißen. Und es müßte doch nützlich zugehen, wenn nichts Besonderes aus diesem Sohn werden sollte. Trotzdem er nur ein Schustersproßling war. Nur? O, es hat Schuster gegeben, die — man denke nur an den großen Nürnberger, an Hans Sachs, der war „ein Schuhmacher und Poet dazu!“ Sein Junge würde doppelt berufen sein zu großen Dingen, eben weil er ein Schustersohn

war, weil er abstammte von einem Jünglingsgenossen des Hans Sachs und weil er den Namen eines berühmten Dichters trug. Und daß nun dieser Sohn, den Schuster Körner schon vor seiner Geburt als zu etwas ganz Besonderem außersehen betrachtete, wirklich das Licht der Welt erblickt hat, nach so langem vergeblichen Hoffen und Harren — das Glück ist kaum zu tragen! Dem Meister laufen die heißen Tränen über die Wangen, und als die Kieselwettern jetzt mit gedämpfter Stimme ruft: „So, Nachbar, nun könnt Ihr Euch den Jungen beguck'n,“ da muß er sie erst heimlich abwischen, denn vor den Weibskenten zu heulen, das ist ihm doch genierlich. Selbst seine Rife soll das nicht sehen. —

Die kleine Schusterwohnung birgt nun eine Fülle von Glück. Der Theodor — der Name hat der Rife erst wohl fremd geklungen und sie hat's nur schwer erwinden können, daß ihr Bub' nicht nach einem seiner Großväter getauft werden sollte, wie das doch gute alte Sitte ist — der Theodor gebehrt ganz großartig. Er kriegt die Zähne ungewöhnlich früh und ohne Krankheiten, er fängt schon mit einem halben Jahr an zu „schwätzen“, das heißt, er stößt allerlei unartikulierte Töne aus, die aber dem Vater Körner unendlich verheißungsvoll klingen. Die dunklen, großen Augen des Kleinen haben einen ganz besonderen Glanz, und lockiges, braunes Haar bedeckt das Köpchen. Das sind Erbstücke von der Mutter, aber Meister Körner blickt oft vergleichend zu dem Buntdruck an der Wand auf. Sein Großvater war Sachs von Geburt; leider reichte der Stammbaum nicht weiter zurück, aber wer will behaupten, daß nicht doch vielleicht eine Verwandtschaft mit der Familie, der der Dichter entsprossen, vorhanden ist? Dann wäre die Ähnlichkeit nicht weiter merkwürdig! Meister Körner läßt solche Gedanken nicht laut werden, aber im stillen hegt er sie, und voll freudigen Stolzes beobachtet er die fortschreitende Entwicklung seines Sohnes, der wirklich, auch nach Ansicht anderer Leute, „ein gar geschick't's Buble“ ist.

Die Eltern gehen ganz auf in dem einzigen Kind und fühlen sich von Jahr zu Jahr reicher in seinem Besitz. Der Theodor kommt zur Schule und bringt stets die besten Zeugnisse nach Hause. Sobald er's begreifen kann, erzählt ihm der Vater von seinem Namensvetter, dem Dichter und Freiheitskämpfer, und der kleine Theodor hört mit glänzenden Augen aufmerksam zu und nicht sehr ernsthaft, wenn der Vater meint: „Guck, du heißt gerade so, wie der da auf dem Bild, und 'n hellen Kopf hast du auch — nun lern' brav und denk', daß du auch was Rechtes werden willst.“

Meister Körner ist ein glücklicher Vater, aber bei aller Liebe ist er nicht schwach gegen den Jungen, sondern läßt, wenn's sein muß, ebenso gut Strenge walten. Nur ist die bei dem gutgearteten und gutgeleiteten Kind selten nötig. Sorglich hüten die Eltern den Theodor vor bösen Einflüssen und behalten ihn soviel als möglich unter Augen. Ist er doch ihr Einziger, ihr kostbarer Schatz! Ein gar einfaches Leben führen die drei Menschen zusammen. Der Sonntag-nachmittag bringt, wenn es das Wetter irgend gestattet, einen gemeinsamen Spaziergang, ohne Einkehren im Wirtshaus. Jeder Groschen, der übrigbleibt werden kann, kommt auf die Sparkasse, für „später“.

Es geht langsam mit dem Sparen. Reichthümer kann ein Handwerker bei solchem Kleinbetrieb nicht sammeln. Meister Körner ist aber bei allem Fleiß nicht der Mann, sein Geschäft in größerem Stil zu betreiben, Lehrlinge und Gesellen zu halten. Das hätte eine andere Wohnung bedingt, — nein, darin waren Vater und Mutter Körner einig: lieber klein, aber sicher. Die Rife besorgte den Haushalt, der sie, trotzdem alles vor Sauberkeit blühte, nicht viel in Anspruch nahm. Sie strickte und stückte nebenher noch, um etwas zu verdienen, und so konnte man doch regelmäßig zurücklegen. Bis der Theodor so weit war, daß er einen Beruf ergreifen mußte, würden es mindestens dreitausend Mark sein, das würde reichen zu seiner Ausbildung. Buchhändler wollte er werden auf seines Vaters Wunsch. Dem Meister Körner schien dieser Beruf am geeignetesten. Zu einem Studium fehlten ja doch die Mittel, und ein Buchhändler, dem steht schließlich die Welt offen. Und einer, der immer mit Büchern zu tun hat, wird am Ende gar, wenn er so'ne Liebe zu ihnen hat wie der Theodor, auch mal selbst Bücher schreiben.

Man kann nicht wissen!

Mit sechzehn Jahren hatte der Junge das Einjährig-Zeugnis erlangt und kommt in die Lehre zu dem einzigen Buchhändler des Städtchens. Später natürlich soll er nach Leipzig, zu weiterer Ausbildung. Man hat's ja dazu. Dreitausend Mark liegen bis dahin auf der Sparkasse. Was der Theodor jetzt kostet, das wird aus dem Tausenden bestritten. —

Ein Jahr der Lehrzeit ist bereits vergangen. Der Prinzipal ist sehr zufrieden mit dem fleißigen und intelligenten Lehrling. Vater Körner sieht seine stolzen Zukunftssträume schon fast verwirklicht. Da kommt der Junge eines Abends aus dem Geschäft mit heißem Kopf und Frost geschüttelt. Von einer kleinen Wunde am Finger, die die Mutter ihm früh noch verbunden hat, läuft ein roter Strich über die Hand und bis an den Oberarm. Der Arzt wird geholt und macht ein ernstes Gesicht und schneidet an dem Finger. Am anderen Morgen kommt er schon in aller Frühe, und da schüttelt er noch besorgter den Kopf und spricht von Zuziehung eines Kollegen. Und als der zur Stelle ist, fällt ein schreckliches Wort: Amputation! Und es ist der rechte Arm! Aber ehe die Eltern sich zu einem Entschluß durchringen können, verschlimmert sich der Zustand mit entsetzlicher Schnelligkeit. Noch ein furchtbarer Leidenstag, und Vater und Mutter Körner stehen an der Leiche ihres Einzigen! —

Wochen und Monate sind vergangen, seit man aus der kleinen Schusterwohnung, die so reiches Glück barg, einen Sarg hinausgetragen hat. In dumpfem finstern Schmerz lebt Meister Körner dahin; seine Frau, die nicht weniger leidet, bezwingt ihren Jammer tapfer um des Mannes willen, dem sie doch mit all ihrer Liebe nicht helfen kann, der mit dem Geschick hadert und keinem Trostgrund zugänglich ist. Er geht nicht mehr zur Kirche, er sitzt stundenlang in schweigendem Brüten am Grabe seines Sohnes und — er arbeitet nicht mehr. Als seine Frau am Tage nach der Beerdigung mechanisch ihre gewohnte Beschäftigung wieder aufnahm, da hatte er mit dem Fuße an das auszubessernde Schuhzeug gestochen und gesagt: „Schaff' den Kram fort, ich rühr' kein'n Finger wieder. Für wen hätt's noch Zweck? Unser Geld langt, bis wir auch unterm Rasen liegen. So was überlebt einer doch nicht.“ Und dabei war's geblieben. Ein paarmal noch hatte Rife den schüchternen Versuch gemacht, ihren Mann zur Arbeit zu bewegen, hatte gebeten: „So mach' wenigstens fertig, was angefangen ist.“ Vergebens. Da trug sie den Kunden die Stiefel und Schuhe, zerrissen, wie sie waren, wieder ins Haus.

Nun ist's unheimlich still und leer bei den beiden Leuten. Die Rife wirtschaftet noch geräuschloser als sonst, und wenn sie bei ihrer Näherei sitzt und den Mann ruhelos hin- und hergehen sieht, dann ist ihr das Herz zum Brechen schwer, und die Tränen, die sie verstoßen abwischt, gelten ebenso sehr dem Lebenden als dem Toten. Das Bild des Dichters ist von der Wand verschwunden, ein heller Fleck auf der Tapete bezeichnet die Stelle, wo es seinen Platz hatte. Am Morgen nach der Beerdigung hat Meister Körner es vom Nagel genommen und in eine Dachkammer getragen. —

Seit einigen Wochen lastet eine neue Sorge auf der armen Frau. Immer öfter muß sie tagüber aus der gegenüberliegenden Kneipe ein Seidel Bier holen. Daß ihr Peter nicht mehr arbeitet, damit hat sie sich fast abgefunden. Sie weiß, daß sie allenfalls genug für das bißchen Leben verdienen kann. Aber daß er zum Trinker werden soll, er, der früher so nüchtern war, das ist ihr ein zu schwerer Gedanke. Sie wagt eine schüchterne Mahnung: „Wird's auch nicht zuviel, Alter?“

Da fährt er sie rauh an: „Gönnt mir das bißle Vergessen etwa nicht? Meinst, weil ich nicht arbeit', brauch' ich auch keinen Schluck Bier? Wäht' nicht, für wen ich's noch zusammenhalten soll! Herrgott, gehn Kinder hätt' ich ernähren wollen, hätt' keins zu hungern brauchen, das kannst du glauben. Aber so — für was, für wen? Hast Angst, daß ich dir zur Last fall'? Da bist du sicher: wenn ich das elende Leben satt habe, häng' ich mich auf.“

Wie beginnender Irrsinn leuchtet's bei solchen Worten aus den Augen des Armen, und die Rife fürchtet

das Schlimmste. Wenn sie nur ein Mittel wüßte, wenn sie ihn nur bewegen könnte zu arbeiten! Dann wäre er gerettet. —

Es ist an einem Sonnabendabend. Meister Körner sitzt, den Kopf in die Arme gestützt, am Fenster, ohne einen Blick auf die Straße zu werfen. Ein gefüllter Maßkrug steht neben ihm, aus dem er bisweilen einen Schluck nimmt. Zum drittenmal hat die Frau ihn heute schon füllend lassen müssen. Mit ihren leisen Schritten geht sie ab und zu, räumt da und dort etwas beiseite und wirft verstohlen besorgte Blicke auf den finstern blickenden Mann am Fenster. Sie tritt in die Kammer und kommt nach einer kleinen Weile zurück, ein Paar Schuhe in der Hand. Die stellt sie breit auf den Tisch, und dann kramt sie aus dem Wandschrank alte Zeitungen und packt jeden Schuh einzeln mit großer Umständlichkeit ein. Nun legt sie die zwei Pakete in eine Markttasche und wendet sich der Ausgangstür zu.

Da fährt Meister Körner auf: „Was soll das? Wo willst hin mit die Schuh?“

„Zum Schuster Heidenreich, Alter. Es sind meine Sonntagschuh. Die Sohlen sind durch, schon lang'. Und nun, bei dem nassen Wetter — ich hab' keine andern mehr. Und du — ach Alter,“ die Rife bricht in Tränen aus, „ich hatt's freilich nimmermehr gedacht, daß mir in meinem Leben ein anderer meine Schuh' bescholen müßte, als du. Weißt noch, wie wir zwei zuerst miteinander gegangen sind, da hast du mir einmal Maß genommen und hast mir ein Paar so schöne Schuhe gemacht. Und wie ich mich so arg drüber gefreut hab' — ich hatt' bis dahin ja immer nur so ganz grobe, billige getragen, war ja ein armes Mädel — da hast du gesagt: du, wenn wir uns auch sonst drücken müssen, Rife, an Schuhzeug soll dir's nicht fehlen, so lang' ich die Hand noch rühren kann.“ — Die Rife fährt sich mit der Schürze über die Augen und ergreift die Türklinke.

„Mutter,“ die Frau fährt herum, freudigen Glanz in den Augen, Mutter — so hat der Peter sie nicht einmal mehr gerufen, seit der Theodor tot ist — „Mutter, laß die Schuh'. da. Der Heidenreich bescholt sie heute doch nicht mehr. Gib sie nur her — ich — vielleicht — vielleicht kann ich's noch, Mutter.“

Nach ein paar Minuten steht Meister Körner schon am Tisch und schneidet die Sohlen zu, und dann sitzt er auf seinem Schemel und klopf und hantiert mit Pflöcken und Nadeln und Pechdraht und arbeitet weiter bei Lampenlicht, und die Rife sitzt dabei mit ihrem Strickzeug, und es ist ganz still in der kleinen Stube. Aber des Meisters Anblick wird heller und heller beim Schaffen, und als die Sohlen fertig sind, da wickelt er die Schuhe so blank, daß sie glänzen, als wären sie nagelneu.

Und gerade als es zwölf schlägt, stellt er sie vor seine Frau auf den Tisch. „Da, Rife, nun hast du ganze Schuhe zum Sonntag. Und ich — ich dank' dir auch, Rife, ich dank' dir auch. Nun werd' ich wieder gesund. Wenn nur die Kundschaft —“

„Ach, darum mach' dir keine Sorgen, Alter. Wenn du nur willst, Arbeit kriegst du genug. Die ganze Nachbarschaft wartet ja nur darauf, daß —“

„Meinst du? Nun, mir soll's recht sein. Ach, das hat wohl getan: Solang' einer noch schaffen kann, soll er nicht verzweifeln, Alte. Aber daß du mir das erst hast beibringen müssen, das ist eigentlich eine Schand'! Und da sprechen die Leute, die Männer wären 's starke Geschlecht. So, nun wollen wir zu Bett gehen, Mutter.“ — Der nur halbgeleerte Maßkrug steht vergessen auf der Fensterbank.

Ein stilles Arbeitsleben füllt nun wieder die kleine Schusterwohnung aus. Nur zum Abendbrot holt die Rife ein Seidel Bier für ihren Alten, wie in früheren Tagen. Das Glück wohnt nicht mehr bei den beraubten Eltern, aber nützliche Tätigkeit, Zufriedenheit und Eintracht sind gute Geister, und wo sie weilen, da findet auch das Unglück keine Stätte. Das Bild Theodor Körners hängt wieder an seinem alten Platz, und der Meister schaut oft zu ihm auf während seiner Arbeit, und dann geht ein ganz eigener Ausdruck über seine Züge. Sein toter Junge und der Dichterheld werden ihm nach und nach gleichsam zu einer Person, deren Andenken er einen stillen, aus Behmut und Stolz gemischten Kultus weicht.



Energetische Seuchenebekämpfung. In den Ver. Staaten versteht man bei der Bekämpfung der Epidemien keinen Spaß; das zeigte erst kürzlich wieder ein Fall, der sich in Philadelphia ereignete. Als in einem Hause eine Erkrankung an Pocken gemeldet wurde, sperrte man sofort das ganze Viertel, das zwischen Broadstreet und Christianstreet liegt, eines der volkreichsten in der Stadt, durch Polizeibeamte ab und isolierte es so von der übrigen Stadt. Niemand durfte den Kordon, der um diesen Stadtteil gezogen war, in den folgenden fünf Stunden passieren, während der etwa fünfzig Aerzte die 14 000 Einwohner der darin liegenden Häuser suchten und 2000 davon impften.

Strenge schwer zu befolgende Verordnung. In französischen Postämtern ist folgende Verordnung ausgehängt: „Den Sortierern ist es verboten, Postkarten zu lesen; sollten sich aber welche darunter befinden, die Beseidigungen oder Schimpfworte enthalten, so sind sie von der Bestellung auszuschießen.“

Das Kennzeichen. „Das ist sicher ein Engländer,“ sagte ein Berliner zu einem andern und zeigte diesem einen Herrn, der auf der andern Seite der Straße ging. „Woran wollen Sie das erkennen?“ fragte der, „er hat doch keinen karierten Anzug an.“ „Das nicht, aber es gibt ein viel besseres Kennzeichen. Sehen Sie mal, wie fest er seinen Schirm unter dem Arm hält! Das tut nur ein Engländer. Der echte Sohn Albions kann sein Vaterland, sein Heim, seine Frau, seine Kinder aufgeben, aber niemals seinen Regenschirm!“

Ein Hotel mit 27 Stockwerken ist das Hotel Delmont an der Ecke der Park-Avenue und der 42. Straße in New York. In Anlage und Ausstattung nimmt es dieses Hotel mit jedem andern der Stadt auf, aber in der Höhe seiner Stockwerke übertrifft es jedes andere Hotel der Welt. 27 Stockwerke erheben sich nämlich 368 Fuß in die Höhe und fünf Stockwerke führen noch unter die Erde herab. Die Grundmauern des Banes sind auf einem festen Felsboden aufgeführt und für das Stahlgewölbe des Wolkenträgers sind fast 10 000 Tonnen Stahl verwendet worden. Granit, Kalkstein, Ziegeln und Terrakotta sind das Material, das zur Verkleidung des Gebäudes gedient hat. Vier Jahre lang hat der Bau gedauert und viele Millionen Dollar sind bis zu seiner Vollendung aufgewandt worden. Eine besondere Sehenswürdigkeit sind die Kuchentürme, die größten der Welt in ihrer Art ganz einzig. In ihnen lagern unter anderem eine Million Zigaretten in den verschiedenen Sorten vom der Zigarre für 10 Cent an bis zu den feinen Havannas, von denen eine einzige 5 Dollar kostet, und die Gäste können selbst sich die ihnen gerechnete Sorte auswählen. Das Hotel enthält 1008 Zimmer und beschäftigt 1000 Angestellte.

Humor.

War sie krank? „Ich möchte dir noch ein Wort sagen, Adolf, bevor du gehst,“ rief Frau Weber ihrem Gatten zu.

„Nur eins, Adele?“ fragte er besorgt, „du bist doch nicht krank?“

Wo ist er? Adelheid: „Ich habe mich entschlossen, Erzieherin zu werden.“

Margarete: „Wirklich? Ach, das begreife ich nicht! Wieher würde ich einen Witwer mit neun Kindern heiraten.“

Adelheid: „Ich auch, aber wo ist der Witwer?“

Aber Berta! Mathilde: „Denk dir nur, Berta, Emil hat mir ein reizendes Gedicht gemacht. Es beginnt: „Du möchtest wissen, teures Kind, was den Verstand mir raubt; In deinem Spiegel schon geschwind —“

Berta: „Ist das ein Unsinn! So häßlich bist du doch nicht.“

Auflösung des Rebus aus voriger Nummer.

Der Frosch häupt wieder in den Pfuhl —
Und wenn er sah auf goldnem Stuhl.